

Jungsteinzeit: Bandkeramik

Die Urgeschichtsforschung als relativ späte Erscheinung unter den Geisteswissenschaften hat im Verein mit den ihr nützlichen Naturwissenschaften die heutige Vorstellung von der Vergangenheit des Menschen über die Zeit schriftlicher Quellen hinaus entscheidend beeinflusst. Manches, was schon dichterisch, theoretisch oder spekulativ formuliert war, konnte zunächst als Halt dienen, später dann umgekehrt auch wieder wissenschaftlich bewiesen werden. Denken wir etwa an des Lucretius' Gedicht „De rerum natura“, in dem schon antik die Hintereinanderfolge der drei Werkstoffe Stein, Bronze, Eisen historisch „richtig“ geschildert wurde. Diese poetische Formel wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit Erfolg als sog. „Dreiperiodensystem“ für die museale Ordnung von Bodenfunden benutzt, aber dann auch gleichzeitig durch Ausgrabungsbefunde wiederum erhärtet. Die erste eigentliche Leistung der Urgeschichtswissenschaft ließ weitere folgen, die immer feinere Details in den ursprünglich rohen Entwurf der prähistorischen Stoffgliederung brachten. So konnte z. B. die Steinzeit zweigeteilt werden, in eine solche des „geschlagenen (Feuer-) Steins“, in die Altsteinzeit, und eine solche mit „geschliffenem (Felsge-) Stein“ und gebrannten Tongefäßen, in die Jungsteinzeit.

Ungleich wichtiger als das Auftreten neuer Werkstoffe und Techniken zur Definition der Jungsteinzeit (oder Neolithikum) erscheint uns heute der Nachweis von Ackerbau und Viehzucht. Diese für den „Aufstieg der Menschheit“ ungeheuer wichtigen Errungenschaften hat I. Kant schon lange vor der Wissenschaft theoretisch erkannt, wenn er in seinem Aufsatz von 1786 „Mutmaßlicher Beginn der Menschengeschichte“ schreibt: „Hier müssen wir wiederum einen großen Sprung tun und ihn auf einmal in den Besitz gezähmter Tiere und der Gewächse, die er selbst durch Säen und Pflanzen vervielfältigen konnte, versetzen...“ Kants Nachsatz „obwohl es mit dem Übergange aus dem wilden Jägerleben in den ersten und aus dem unstäten Wurzelgraben oder Früchtesammeln in den zweiten Zustand langsam genug zugegangen sein mag“ zeigt schon die Größe des Schrittes vom bloßen Aneignen dessen, was die Natur bietet, zur bewußten Produktion, dem Anbau von Feldfrüchten und dem Züchten von Haustieren.

Diese Manipulation des Naturgeschehens wurde von dem frühen Menschen auch als solche verstanden, ganz anders als vom modernen Menschen, für den die Natur weitgehend entdämonisiert ist. Die Umstellung im ökonomischen Bereich benötigte also neben der Einsicht in den Zusammenhang von Säen und Ernten auch eine Veränderung des religiösen Weltbildes. Auch in der gesellschaftlichen Entwicklung bleiben Konsequenzen nicht aus: Ackerbau erfordert einerseits längeres Verweilen an einem Platz (zumindest von der Saat bis zur Ernte), andererseits ermöglicht er auch Sesshaftigkeit; durch Jagen und Sammeln lassen sich jeweils nur kleine Menschengruppen ernähren, die sich ständig auf Wanderschaft befinden, da die Jagdgründe meist schnell erschöpft sind. Die kurzen Andeutungen mögen genügen, um zu zeigen, wo die Schwelle zu menschlicher „Kultur“ liegt (das Wort selbst meint ja auch „cultura agri“), weshalb man an wichtigen Menschheits-epochen der modernen „industriellen“ die „neolithische Revolution“ gleichgesetzt hat.

Die Erfindung von Ackerbau und Viehzucht wurde nicht in Europa gemacht. Sie wurden vielmehr von einwandernden Menschengruppen mitgebracht, die sich vom Orient nach Europa ausbreiteten. Auch dieser Ausbreitungsvorgang hat einige Jahrtausende gedauert (womit sich Kants Zitat ebenfalls bestätigt).

Die archäologische Hinterlassenschaft der Bandkeramik, die in unserem Land für die früheste neolithische Kultur gehalten wird, wollen wir uns im Folgenden vor Augen führen.

Die Herstellung von Tongefäßen (die auch insofern wichtig ist, als sie erstmals Kochen und Sieden von Speisen erlaubte), haben wir oben als „Epoche machend“ bezeichnet, sie aber zur Definition der Jungsteinzeit gegenüber den anderen neuen Errungenschaften als weniger bedeutsam angesehen.

Die keramischen Gefäße, ihre Machart, Form und Verzierung bleiben aber für die Urgeschichtswissenschaft das wichtigste Argument zur Aufstellung der neolithischen Kulturgruppen. Auf die Keramik hat sich anscheinend der Form- und Gestaltungswille des neolithischen Menschen konzentriert. Sie ist jeweils so bezeichnend, daß wir etwa von den Trägern der Bandkeramik oder der Schnurkeramik reden können, da uns schriftlich überlieferte Namen von Völkern und Stämmen aus dieser Zeit fehlen.

Vielleicht noch im vierten Jahrtausend nahmen bei milderem Klima (als heute) die Bandkeramiker in Mitteleuropa fast alle fruchtbaren Landschaften mit leichten Ackerböden in ihren Besitz; das mildere Klima erschloß man aus dem damaligen Bewuchs, dem sogenannten Eichenmischwald, dessen lockerer, parkartiger Bestand der Rodung und Siedlung durch den frühen Ackerbauern zustatten kam.

Die bandkeramische Kultur erhielt ihren Namen aufgrund der Verzierung ihrer Gefäße. Aus kurvigen und geraden, in den weichen Ton geritzten Linien setzen sich die Bänder zusammen, deren Form von der Spirale (Abb. 1) und dem Mäander hergeleitet werden kann; diese Ursprungsmuster „degenerieren“ sehr oft zu einfachen Bögen, Wellen- und Zickzacklinien (Abb. 2; 3). Meist tritt zu den Linienbändern noch eine zweite Zier in



Abb. 1: Bandkeramisches Gefäß von Messelhausen, Ldkrs. Tauberbischofsheim



Abb. 2: Linearbandkeramisches Gefäß von Messelhausen, Ldkrs. Tauberbischofsheim



Abb. 3: Bandkeramisches Gefäß von Tauberbischofsheim

Form von Einschnitten oder kleinen Einstichen hinzu (Abb. 1—3). Gleichmaßen typisch wie die Ornamente zeigt sich die kugel- oder eiförmige Grundform der gewöhnlich gekonnt gearbeiteten Gefäße; die Variationsbreite reicht von weitgeöffneten Schalen oder Schüsseln (Abb. 2) bis zu enghalsigen, flaschenartigen Gefäßen (Abb. 1; 3). Neben diesen kleineren, verzierten Gefäßen finden sich auch grobe Vorratsgefäße (Abb. 4; 5). Fast



Abb. 4 und 5: Bandkeramische Gefäße von Tauberbischofsheim

allen kleinen wie großen Gefäßen gemeinsam ist das Fehlen richtiger flacher Böden, so daß sie ehemals einer besonderen Vorrichtung zum Stehen oder Aufhängen bedurften; deshalb befinden sich an vielen Gefäßen Griffvorrichtungen oder Ösen.

Die übrigen Kleinfunde treten nach ihrer Bedeutung und Anzahl weit hinter der Keramik zurück. Sorgfältig ausgesuchtes Rohmaterial, fast immer Tonschiefer, wurde zu Steinbeilen, wegen ihrer Form „Schuhleistenkeile“ genannt, verarbeitet. Als Querbeile (oder Dechsel), weil ihre Schneide nicht wie bei unseren normalen Beilen parallel, sondern quer zum Stiel stand, dienten sie wahrscheinlich der Holzbearbeitung (Abb. 6).

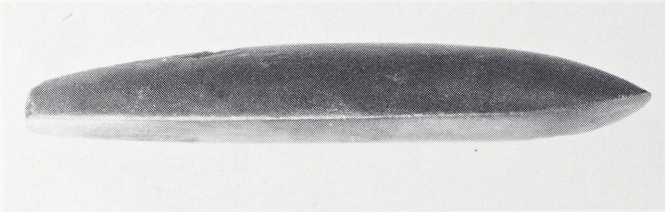


Abb. 6: Querbeil („Schuhleistenkeil“) von Rheinsheim, Ldkrs. Bruchsal

Feuersteingeräte stellte man nicht mehr mit der gleichen Präzision und Sorgfalt wie früher her. Bestimmte Abnutzungsspuren („Sichelglanz“) weisen ebenso wie die Handmühlen aus grobem Sandstein indirekt auf das Pflanzertum der Bandkeramiker hin. Weiterhin fanden auch Geräte aus Tierknochen Verwendung.

Die wichtigsten Erkenntnisse auf dem Gebiet des Haus- und Siedlungswesens wurden erst in den letzten 25 Jahren gewonnen, da nur sehr sorgfältige und langwierige Ausgrabungen Erfolg versprechen.

Die Häuser müssen aus den geringen Spuren im Boden rekonstruiert werden; sie waren sieben bis zehn Meter breit und bis über 30 m lang. Drei Reihen dicker Tragpfosten bilden das Grundgerüst der „fünfschiffigen“ Häuser; Außenwände und Deckbalken sind aus dünneren Hölzern gefertigt. Reisig- und Schilfgeflecht mit Lehmverputz füllt die Zwischenräume. Alles in allem erfordert der Bau dieser großen Häuser solide handwerkliche Leistungen. In solch einem Haus mögen mehrere Familien oder eine Sippe gewohnt haben. Mehrere dieser Häuser wiederum bilden ein Dorf, das in seiner regelmäßigen Form eine bestimmte Planung und ordnende Hand (vielleicht einen Häuptling) voraussetzt.

Da die meisten Siedlungsstellen nach dem archäologischen Befund mehrfach — aber wohl nicht ununterbrochen — bewohnt werden, spricht man vom „Wanderbauerntum“ der Bandkeramik. Die Triebfeder für das „Wandern“ der früheren Ackerbauern bleibt uns vorläufig unbekannt. Dieses Wandern könnte nun der eingangs besprochenen Sesshaftigkeit des neolithischen Menschen widersprechen, wenn man nicht wüßte, daß das Verweilen an einem Ort über Jahre oder Jahrzehnte hinaus nicht mit der starken Mobilität des alt- und mittelsteinzeitlichen Wildbeuters zu vergleichen ist.

Den zahlreichen Siedlungen, die man bisher gefunden hat, stehen relativ wenig Gräber und Friedhöfe gegenüber. Meist setzte man die Toten mit angezogenen Beinen in „Hokerstellung“ bei; daneben wurde auch schon Totenverbrennung geübt, wie ein kleiner Friedhof bei Mannheim-Seckenheim beweist.

Innerhalb des Landesteils Baden haben die Bandkeramiker besonders dicht das Neckarmündungsgebiet um Mannheim und Heidelberg und das Frankenland östlich der Tauber besiedelt. Siedlungsspuren haben sich aber auch im Kraichgau, im Oberrheingraben mit einem Dichtezentrum im Kaiserstuhl-Tuniberg-Gebiet vereinzelt bis hinauf zum Hochrhein gezeigt.

Unsere gedrängte Übersicht konnte vielleicht darlegen, welche große Bedeutung die Bandkeramik für unsere frühe Landesgeschichte besitzt. Sie brachte neben neuen handwerklichen Fähigkeiten, von denen wir Spinnen und Weben noch nicht erwähnt haben, auch die wichtigsten Nutztiere (bis auf das Pferd), wie Rind, Schaf, Ziege und Schwein, und Kulturpflanzen, die Getreidesorten Einkorn, Emmer und Gerste, außerdem Bohne, Erbse, Linse und Lein in unser Land, alles Dinge, die von da an Jahrtausende lang die ökonomische Basis des prähistorischen Menschen in Mitteleuropa ausmachten.

Klaus Eckerle

KLEINE MITTEILUNGEN

Professor Dr. Karl Asal 80 Jahre alt

Im Mai dieses Jahres konnte Ministerialrat a. D. Prof. Dr. Asal seinen 80. Geburtstag feiern. Er gehört zu den ersten Mitgliedern unseres Förderkreises, weshalb wir hier seiner gedenken.

Dieses Gedenken ist aber zuerst mit einem aufrichtigen Dank verbunden; denn er ist der Vater unseres Badischen Denkmalschutzgesetzes, des ersten Nachkriegsgesetzes moderner Art in Deutschland.

Es war schon Neuland, das von dem kleinen Nachkriegsland Baden, dem heutigen Regierungsbezirk Südbaden, betreten wurde, weil die Kulturhoheit nicht mehr beim Bund, sondern bei den Ländern lag. Berücksichtigt man noch die schwere wirtschaftliche Notlage, in der sich besonders Südbaden nach dem Krieg befand, dann ist die Schaffung eines solchen Gesetzes eine ganz besondere Leistung.

Mit Zähigkeit und Ausdauer, gepaart mit reichen juristischen Erfahrungen, verfocht Asal seinen Gesetzentwurf bei Behörden und Parlamentariern so lange, bis sich das Kabinett mit dem Entwurf befaßte und ihn dem Landtag vorlegte. Wer sich an die damaligen Debatten erinnert, weiß, wie um manche Formulierungen oft hart gerungen wurde.

In mehr als zwanzigjähriger Tätigkeit als Kulturreferent im früheren Karlsruher Kultusministerium hatte Asal sein Wissen um die Sorgen der Denkmalpflege allgemein und besonders der Bodendenkmalpflege gesammelt. Aber nicht nur die dienstliche, d. h. die juristische Seite interessierte ihn, er hat sich in hohem Maße auch fachwissenschaftliche Kenntnisse erworben, wozu ihm seine umfangreiche Bibliothek, seine Gespräche mit Fachleuten und seine Grabungsbesuche verhalfen. Wer ihn bei solchen Besuchen erleben durfte, mußte immer wieder staunen, wie er sich trotz seiner vielen Arbeit die Zeit nehmen konnte, sich mit den Problemen gründlich zu befassen. Keine Spur von Hektik, sondern echtes Interesse war zu spüren.